Heimat und Ferne

Dienstag, 8. März 1932

Nummer 10 | Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Schwimmende Klippen der Schiffahrt

Zusammenstöße mit treibenden Wracks. — Die Aegypter bestrafen eine gute Tat. — Warum die „Amelie" wieder aus dem Meere auftauchte.

Von Ludwig Haßlinger.

Während jedes Land bemüht ist, innerhalb seiner Hoheitsgrenzen seine Küsten und Flußmündungen von allen Wracks zu säubern, die der Schiffahrt gefährlich werden könnten, gibt es noch keine entsprechende zwischenstaatliche Stelle zur Reinhaltung des Weltmeeres. Daß eine solche Einrichtung dringend notwendig ist, haben in den letzten Jahren manche Unfälle gezeigt. So lief erst vor wenigen Tagen der Londoner Dampfer Fernmoor mit einem großen Leck in den Hafen von Liverpool ein, nachdem er mit einem unter dem Wasserspiegel schwimmenden, unsichtbaren Wrack zusammen gestoßen war.

An sich muß man sich wundern, daß derartige Unfälle nicht häufiger sind. Denn jedem Seemann ist es bekannt, daß eine Menge Wracks auf offener See treibt. Die gefährlichsten unter ihnen sind Schiffe, die bis auf die Wasserlinie herab verbrannten und nun zum größten Teil unsichtbar bleiben. Jeder Kapitän, der einem dieser unheimlichen Wanderer begegnet, meldet dies wohl, aber die entsprechende Eintragung in die Seekarten ist von geringem Wert, da das Wrack niemand den Gefallen erweist, auf der gleichen Stelle zu verharren.

Eine wirkungsvolle Waffe gegen die Gefahr wäre es, wollte jeder Kapitän ein von ihm gesichtetes treibendes Wrack durch Sprengung versenken. Aber hierzu hat er meistens weder Zeit noch Mittel und oft auch keine Lust, besonders wenn er einer Nation angehört, wo die seemännischen Begriffe von Moral nicht so streng sind wie in Deutschland oder den nordischen Ländern.

Auf diesem Gebiete hatte kürzlich ein englischer Kreuzer unangenehme Erfahrungen zu machen. Er stieß im östlichen Mittelmeer auf ein treibendes Wrack, und um jede Gefahr, auch die durch schwimmende Schiffsteile, zu beseitigen, schleppte er den Dampferleichnam nach Alexandrien ein, in der Erwartung, die ägyptischen Behörden würden das Schiff zerstören. Leider irrte er sich. Den Aegyptern lag anscheinend nichts am Schutz der Schiffahrt und sie strengten einen Prozeß an, um festzustellen, wer als der Eigner des Wracks zu betrachten war und Liegegeld bezahlen mußte. Zu deren Zahlung wurde schließlich der Kapitän des Kreuzers verurteilt, und der biedere Seemann wäre dergestalt für seine gute Tat noch bestraft worden, würden nicht Lloyd's, die berühmte englische Versicherung, die verlangte Summe gezahlt haben. Die Beseitigung des Wracks verminderte ja das Risiko der Gesellschaft.

Die meisten treibenden Wracks finden sich an der amerikanischen Ostküste. Hier spielen Schiffe mit Holzladung eine besondere Rolle. Mancher derartige Dampfer oder Segler, der von seiner Bemannung in sinkendem Zustande verlassen wurde, tauchte später an anderer Stelle gleich einem Gespensterschiff wieder auf. So der kanadische Schoner „Hardwick", der mit einer Ladung Tannenholz im nördlichen Atlantischen Ozean aufgegeben wurde. Ein Jahr später meldete ein spanischer Dampfer, er habe den „Hardwick" zweitausend Seemeilen südlicher angetroffen. Zehn Jahre lang hörte man nichts von dem Wrack, dann tauchte es plötzlich an der englischen Westküste wieder auf. Was dann aus dem „Hardwick" wurde, weiß niemand. Es ist nur mit Sicherheit anzunehmen, daß sich das Wrack noch immer irgendwo im Weltmeer herumtreibt.

Der norwegische Segler „Taurus", der ebenfalls Holz geladen hatte, gefährdete achtzehn Monate lang die Schiffahrt. Er stieß mit zwei Dampfern zusammen und richtete wesentlichen Schaden an, bevor er durch Sprengung endgültig — hoffentlich! — beseitigt wurde. Der englische 3000-Tonnen-Dampfer „Dunmore", ein ganz ansehnlicher Schiffsleichnam, trieb sich zwei Monate lang führerlos im Atlantischen Ozean herum, erschien einer Reihe von Schiffen als Fliegender Holländer, brachte ein Dutzend von ihnen in äußerste Gefahr und wurde endlich durch Sprengung zerstört.

Ein Kapitel für sich bildet in diesem Zusammenhang das Schicksal des französischen Dreimasters „Amelie". Einen Tag, nachdem das Schiff mit einer Ladung Salz für Frankreich St. Pierre auf Miquelon verlassen hatte, ruderte die gesamte Mannschaft einschließlich des Kapitäns und Eigners in den Rettungsbooten der „Amelie" wieder in den Hafen hinein. Dem Vertreter der Versicherungsgesellschaft erklärte der Kapitän unter Eid, das Schiff sei in einem zyklonartigen Sturm geraten, wrack geworden und von ihm aufgegeben worden. Die Gesellschaft wußte gegen diese Erklärung nichts einzuwenden und zahlte dem Kapitän wenige Tage später die gesamte Versicherungssumme aus. Er hielt es nun für richtig, dieses glückliche Ereignis und die Rettung aus Seenot mit seinen Leuten gebührend zu feiern, und man setzte sich vergnügt in eine Kneipe, deren Fenster auf den Hafen hinausblickten. Die ganze Feier verlief höchst vergnüglich, bis zu dem Augenblick, da einer der Matrosen mit entsetzten Augen zum Fenster hinaus wies: „Die Amelie!" Dort draußen glitt tatsächlich der Dreimaster ruhig und lautlos, gespensterhaft, in den Hafen hinein. Natürlich interessierte sich die Polizei jetzt sehr für den Fall, untersuchte den Dreimaster und verhörte die Mannschaft. Nun erfuhr man langsam, wie sich der „Untergang" der „Amelie" in Wirklichkeit abgespielt hatte: Der Kapitän wollte den alten Kasten los werden und dabei verdienen. Er versprach seiner Mannschaft ansehnliche Schweigegelder, und auf hoher See wurden Löcher in den Schiffsboden gebohrt. Vor den Augen der gesamten Mannschaft versank die „Amelie" rasch. Nun hatten aber die Gauner nicht mit den Tücken der Salzladung gerechnet. Das Mineral hatte wohl das Wasser rasch aufgesogen und so zum Versinken des Schiffes wesentlich beigetragen, aber nach wenigen Tagen war es restlos aufgelöst worden, und nun tauchte das Wrack, von der in den Kabinen und in anderen Teilen des Schiffsraums aufgespeicherten Luft getragen, wieder über der Wasseroberfläche auf. Eine Meeresströmung trieb es in den Hafen hinein wie einen Engel der Rache.

Finnlands Polizei und Armee im Abwehrkampf gegen den Lappo-Aufstand



Oben: Finnische Polizei bei der Kontrolle eines Omnibusses.
Unten: Schlitten-Feldküche der Regierungstruppen vor Helsingfors.

Der drohende Marsch der Lappo-Leute auf Helsingfors veranlaßte die finnische Regierung zu schnellen und energischen Abwehrmaßnahmen. Starke Truppen-Abteilungen wurden vor Helsingfors zusammengezogen und sämtliche Straßen, die zur Hauptstadt führen, wurden von der Polizei auf das genauste kontrolliert. Das energische Vorgehen hat dann die Aufgabe des geplanten Aufstandes zur Folge gehabt.

Newyorker Fulton-Fischmarkt

Starkes Lärmen und Treiben. — Lebende Hummer als Ohrringe. — Die Kneipe im Walfischbauch.

Von Dr. Heinrich Buba-New York.

Der Hintergrund: Wolkenkratzer, die Steinberge um Wall Street und den Broadway herum. Diese klotzigen Hochhäuser atmen Zweckbesessenheit, die sich manchmal hysterisch zur Raumneurose steigert. Im Westen winkt die Freiheitsstatue und verspricht mit segnender Hand mehr, als sie wahrscheinlich zu halten vermag. Alles in allem eine großartige Kulisse für den Fulton-Fischmarkt, der klein, schmutzig und unscheinbar an der Südspitze der Halbinsel Manhattan unter der immer noch elegant beschwingten Brooklyn-Brücke aufgebaut ist. Um ihn herum stehen Lager- und Industriehäuser, Kleinhäuser mit drei bis zehn Stockwerken und jenen abenteuerlichen New Yorker Feuertreppen, die an der Straßenfront vom Giebel bis zum Gehsteig bizarr herunter zickzacken. Außerdem sieht man Kneipen, in denen es bestimmt konzentrierten Alkohol und bisweilen Totschlag gibt. Die Läden für Seeleute sind vollgepfropft mit Südwestern, ausgestopften Krokodilen und hellgelben Schuhen (welche die Matrosen zu ihren blauen Anzügen tragen, wenn sie landfein sind). Kaffee- und Sandwich-Schenken warten auf Kunden. Reklamebilder in englischer, spanischer, jüdischer und italienischer Sprache behaupten, daß irgendein Artikel der beste oder daß Fischessen gesund sei. Neger ziehen als Schuhputzer oder Träger von Straße zu Straße.

Man malt sich die amerikanischen Handels- und Industrieanlagen vorurteilend zehn- oder hundertmal größer als die europäischen. Beim Fulton-Fischmarkt wird man beträchtlich enttäuscht. Man gewahrt drei Markthallen, von denen jede etwa so groß wie die Reitervereinshalle in Ovelgönne ist; man sieht den Fischereihafen, der an Kleinensiel, Emden oder Lüneburg erinnert. Außerdem liegen da ein paar Motorkutter, „Klothilde", „Angora" usw. mit Namen, — ein einziger Fischdampfer, der wie S. S. von Berenberg-Goßler, Cuxhaven 1904, aussieht. Man kommt zu dem vorläufigen Schluß, daß dieser Fulton Markt ein „damned rotten business" ist (später ändert sich diese Ansicht.) Die nahen Hafenslums verbessern diesen Eindruck nicht. Ein Teil der spanischen und jüdischen Proletarier hat sich hier häuslich niedergelassen. Die ganze Gegend ist einfach grau, dreckig und lärmend.

Ein paar Daten: Die Gründer Venedigs, Amsterdams, Nordenhams, Londons und Rotterdams waren Fischer. Die Gründer New Yorks waren Fischer. 1626 kaufte der Holländer Minuet die ganze Halbinsel Manhattan für 24 Dollar von den Indianern. 1675 wurde die erste Fischereigesellschaft in New York gegründet. „Fünfzehn Biber oder ihr Wert in Münze sei der Preis einer Aktie. Alle Fischereigesetze der neuen Kolonie seien von dieser Gesellschaft herausgegeben und kontrolliert." 1730 errichtete man einige Gebäude als Verkaufshallen für den freien Fischhandel am Eastriver. Im Frühling 1822 brannten diese Gebäude fröhlich wieder ab. Im März 1909 wurde eine zweite und dritte Fischhalle errichtet. Einen Pier hat man 1909 vollendet und in Betrieb genommen. 1930 wurden 68 Millionen Pfund Fische angelandet.

Der Umsatz am Fulton Markt ist jährlich etwa 60 bis 80 Millionen Dollar mit einem Durchschnittspreis von nahezu 36 Pfennigen. Der New Yorker verzehrt 36,78 Pfund Fisch im Jahr.

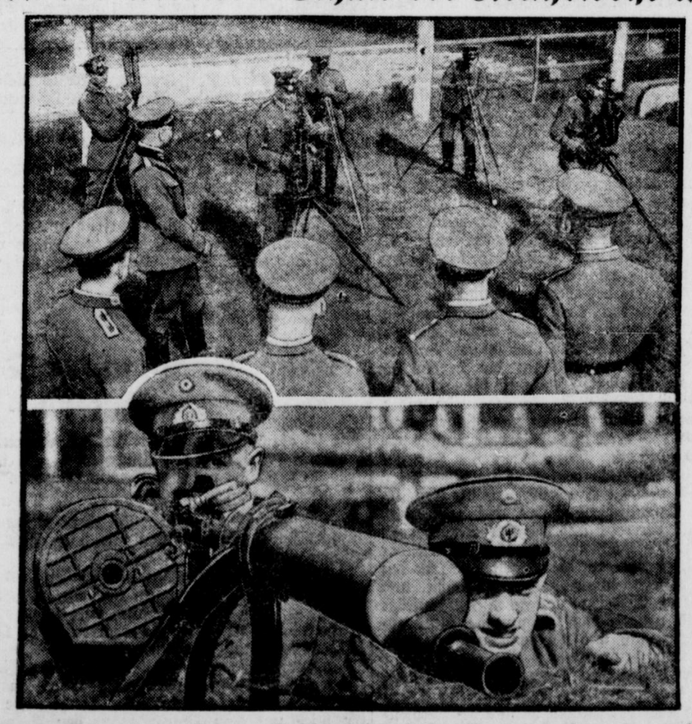
Die offizielle Eröffnung dieses Marktes ist um sieben Uhr früh. Einer der Wächter läutet eine riesige Schiffsglocke. Noch liegt Manhattan im tiefsten Dunkel. Nebel und Regen verhindern weite Sicht und malen seltsame Farbenbogen um Straßenlaternen und erleuchtete Fenster. Die Sirenen der Fährboote von Brooklyn heulen Warnung. Aus dem Dunkel heraus schieben sich Kutter, Schoner und Fischdampfer an den Pier heran. Man hört Befehle, Flüche, helles Schiffsklingeln. Irgendein Gegenstand klatscht ins Wasser. Eine Eismühle fängt fürchterlich an zu klappern. Eisstücke sausen wie Kohlen rasselnd in die Bunker. Eine Schiffswinde holt quietschend Leine ein. Irgendwo wirft einer mit Fischkisten und Fässern um sich. Aus einem dicken Schlauch knattert Wasser. Von fernher tönen Autohupen, Hochbahnen schießen an der Brooklyn-Brücke vorbei.

Die Lampen in den Fischhallen blinzeln trüb. Man erkennt die Fischsorten, die hier aufgebahrt liegen. Die Augen eines toten Kabeljaus schauen immer noch recht lebhaft. Die Heringe liegen dumm und massenhaft in ihren Kisten. Diese Tiere werden erst als Bismarckheringe oder Bücklinge gesellschaftsfähig. Die Augen sind einfache Löcher mit etwas Schwarzem darin, überraschend ausdruckslos. Man sieht einen Hummer aus seiner Kiste entwischen und seinen Weg nach Wall Street nehmen. Man fängt ihn wieder. Auch eine grüne Riesenschildkröte, die mit einem Dutzend Schwestern vom Stillen Ozean angereist kam, muß in ihren Käfig zurück. In den Zwischengängen türmen sich Berge von Austern, die mit Motorwagen von den Austernfarmen hierher befördert worden sind. Dienende und ausgediente Leuchtturmwärter, ältere Steuerleute und Kapitäne, Brückenwärter, Aquariumsdirektoren und Biologen, kurz alle jene Typen, die beruflich auch in nüchternem Zustand durch Kiemen atmen, haben irgendwo an der Ostküste einen Austerngarten, in dem sie waten, um für Hausbedarf und Fulton-Markt zu säen und zu ernten.

Allmählich füllt sich die Verkaufshalle. Man begrüßt sich mit knurrigem „Hallo", behält seine Pfeife dabei im Mund und den Hut auf dem Kopf. Man kennt sich ziemlich genau und achtet die Konkurrenz. Außerdem ist man schlechter Laune. Erstens wegen des schauderhaften Wetters, das die Tagesstunde so unleidlich macht. Zweitens war der Kaffee in diesem schmutzigen Breakfast-Shop bitter und kalt. Drittens wegen der Krise und überhaupt. Der Handel beginnt verschlafen, steigert sich, man schreit sich gewissermaßen warm. Eine hektische Schreihysteria, wild, wütend, — für den Fernstehenden eine wahre Idiotenanstalt mit Radio, Dampfertuten, Läuten und prachtvollen Sirenen.

Alles in allem ist dieser Fulton-Fischmarkt ein großartiger Platz. Viel robuste Kraft, viel Krach, ein toller Betrieb, wie es der Amerikaner liebt. Es gab und gibt Typen hier, die sich von dem farbenfrohen, lebendigen Hintergrund bizarr und närrisch abheben und in jedem Falle der Erwähnung wert sind. Da war zum Beispiel Eisberg-Tommy, den der Fischhandel nervös gemacht hatte. Er glaubte an Kaltwasserkuren und steckte täglich, winters und sommers, seine langen Beine in eiskaltes Wasser. Er saß dann am Rande eines Fischtanks mit heraufgezogenen Hosen, die Hände in den Taschen, die Beine im Eiswasser, eine Fellmütze über die Ohren gezogen, und mußte den Spott seiner Kollegen über sich ergehen lassen. Eisberg-Tommy starb im Sommer 1910 an einem Sonnenstich. Porgy-Joe hatte riesige, steif abstehende Ohren. Er ließ Hummer oder Krebse sich darin festbeißen, trug sie wie Schmuckstücke und machte mit lautem Klingelspiel die Händler auf seinen Verkaufsstand aufmerksam. Manche Kollegen hielten ihn für total verrückt. Manche dachten, er sei „smart". — Wal-Bim fing einmal einen ausgewachsenen Wal. Er lotste ihn bis New York hinauf, grub mit einem Spaten einen großen Raum in den Tierleib, richtete eine Bar „Zum tapferen Jonas" darin ein, bespritzte die Wände mit Veilchenparfüm und nahm 50 Cents Eintrittsgeld von jedem Besucher. Zuerst war es ein glänzendes Geschäft. Später mußte er mit dem Preis heruntergehen, weil der Wal in der Sommerhitze mehr und mehr stank. Außerdem schmeckte der Schnaps fürchterlich tranig. Schließlich wies ihn der Bürgermeister von New York aus dem Hafengebiet und verbot jede Rückkehr. Seine Frau ließ sich von ihm scheiden. Wal-Bim fuhr fröhlich nach Alaska und machte dort in Klondike die berühmte „Rentierbahn" auf.

Bilder von der Artillerie-Schule der Reichswehr in Jüterbog



Oben: Uebungen an Meßgeräten. Unten: Maschinengewehr in Stellung.

Die deutsche Reichswehr weist zahlenmäßig einen geringen Mannschaftsstand auf. Auch sind ihr durch den Versailler Vertrag mehrere der modernsten Kriegsmittel untersagt. Dennoch wird ihr von allen militärischen Fachleuten infolge der ausgezeichneten Ausbildung der Mannschaften eine hohe Schlagkraft nachgerühmt.

In der Mandschurei

Von Mat Ty Sen.

Ein riesiger Schwarm großer schwarzer Vögel sauste wie ein Gewitter heran und über die Köpfe der Menschen, die in der Mandschurei in der Provinz Mukden nicht weit von Dairen ihres Weges gingen. Nur ein Knabe achtete ihrer. Er duckte sich eben, setzte sich dann auf die Steinstufen eines Hauses nieder und sah still den davonziehenden Vögeln nach. Da kam aus dem Hofe des Nachbarhauses und aus dem Sumpf der Straße eine Schildkröte herbeigekrochen. Der Nachwuchs konnte nicht so schnell folgen. Sie hielten sich mit ihren flachen Mäulern an dem Panzer der Mutter fest und ließen sich mitschleifen. Die zornige Alte verringerte ihre Gangart und blickte nicht schläfrig aber ungut. Sie zog in immer engeren Kreisen um den Platz des Knaben und verkroch sich endlich hinter seinem Rücken.

„Schildkröten bringen einen besonderen Tag", dachte der Knabe, als er jetzt wieder auf die Straße, auf die ab und zu vorübereilenden Chinesen blickte. Nun atmete er freudig auf, denn er sah, daß am Ende der Straße ein festlicher Zug auftauchte. Das war das Ereignis: Der hohe Würdenträger Ozumi wurde in einer Sänfte getragen. Voraus gingen Diener, Flötenspieler und Gongschläger.

Ozumi trug japanische Kleidung. Links und rechts von der Sänfte gingen in dichten Reihen hohe japanische Beamte und hielten ihre Hände in den Aermeln der Kimonos verborgen.

„Wieviel Volk heute wieder unterwegs ist!" sagte ein hoher Beamter zu seinem Nebenmann. Der nickte wortlos. „Der mächtige Ozumi ist gar nicht so außerordentlich", begann der andere wieder leise. „Er ist nur der Nachfolger des großen Innoujé. Das sagt alles. Jetzt möchte er seinen Sohn zur Macht bringen, denn bisher gelang es ihm nicht, weil man den Erben des Nebenbuhlers Tagei bevorzugte. Heute, kurz nach dem Geburtstag des Sohnes, will Ozumi seine Absicht offenbaren. Da lassen sie sich nun zu ihren Anhängern tragen, damit man im Ministerium in Japan für ihn stimmt und ihm die Führung des Truppenteils gegen die Chinesen anvertraut."

„Ob er das wohl erreichen wird?" fragte der andere. „Ich glaube, am Abend sind auch die Gegner bereit, ihren Kandidaten auf den Schild zu erheben. Vielleicht wird man Ozumi und Sohn gefangen nehmen. Aber das darf nicht geschehen. Wir wollen zu ihm halten, denn er ist der Nachfolger des großen Innoujé."

Als Ozumi so dasaß und sich durch die Straßen tragen ließ, überlegte er, wie großmütig er eigentlich war, daß er dies alles für seinen Sohn tat. Der junge Mann an seiner Seite träumte ein wenig, horchte auf die eintönigen Gongschläge im Zuge, hörte, wie die Beamten von ihren Frauen sprachen und den Söhnen, die sie ihnen geschenkt hatten. Viele Söhne, einer überbot den anderen.

Aber eigentlich blickten die beiden in der Sänfte nur auf den großen runden alten Schild, den man der Sänfte dicht voran trug. Er war aus feinstem dichtesten pechschwarzen Haar, dem Haar ihrer Vorfahren geflochten, fest und stark. Man trug ihn zum Schutze voraus, weil er geheime Kraft besaß und unverwundbar machte.

Der Zug ging an einem Pfandhaus vorüber. Ganze Familien, alles Chinesen, drängten sich eifrig erzählend ohne ein Gefühl von Bedrücktheit oder Scham vor dem kleinen braunen Schalter zusammen. Jetzt gewahrten sie den festlichen Zug. Das war ein Ereignis. Man vergaß sofort alles andere und schloß sich an.

Als der Zug an dem Hause vorüberkam, wo der Knabe mit den Schildkröten auf den Steinstufen saß, erklangen plötzlich die Gongs im Zuge unregelmäßig und vielleicht etwas heftig. Die Flötenspieler spielten eine eilige Marschmelodie. Man konnte selbst hinten weit im Zuge an der sich schwankend bewegenden Sänfte und dem Gang der Leute bemerken, daß es vorn Eiligkeit und Hast gab.

Eine graue Staubwolke stieg in der Ferne auf. „Gewiß die herannahenden Gegner", dachte Ozumi in großer Unruhe. Er hatte sich heute morgen, ohne jemandem sein Vorhaben mitzuteilen, mit dem Sohn aufgemacht, um erst unterwegs den Zug zu formen. Als er jetzt die Gegner näher kommen sah, bereitete er sich auf alles vor. Kampf bis zum Ende.

[illegible] und sah keine Krieger, auch keine bekannten Gesichter waren darunter, keine Waffen. Nur eine lange Reihe trauriger Menschen kam ihm entgegen.

„Was sind das für Leute?“ fragte der Sohn.

„Das wird chinesisches Landvolk sein. Der in der Mitte, auf dem kleinen Pferde, ist der greise chinesische Buddhapriester des Tempels Ho. Ein Schüler hält den Schirm über ihn.“

Jetzt erst wurde die Sänfte niedergesetzt. Der Zug hielt neben dem Hause, an dessen Seiteneingang der Knabe mit den Schildkröten saß. Man war Ozumi und seinem Sohn beim Aussteigen behilflich. Ozumi, von der Wichtigkeit seiner Person durchdrungen, schritt mit seinem Erben dem großen Schild seiner Väter zu. Man konnte von überall sehen, daß allen dreien höchste Ehrerbietung bewiesen wurde. Auch das Gefolge ordnete sich nun um den unverwundbar machenden Schild.

Da hielt auch der Gegenzug an. Der Buddhapriester verneigte sich ehrerbietig vor Ozumi und dem Schild, und redete zu dem großen Mann also: „Krieg in Schanghai, Krieg in der Mandschurei, Unglück über China! Vorgestern nahm die Frau des Schung — sie ist jung und schön — ihren Reis und eilte nach draußen, um ihn zu waschen. Das fing nicht gut an, denn sie stieß in der Eile gegen einen jungen japanischen Offizier, der des Weges kam. Er redete sie an und belästigte sie sehr. Das empörte die junge Frau, und sie wies ihn schroff zurück. Aber das war noch nicht alles ...“

Bei diesen Worten wendeten sich plötzlich aller Augen zur Seite. Atemlos kam ein Mann angerannt und bat, mit dem großen Ozumi sprechen zu dürfen. Dann stellte er sich an die Seite des chinesischen Priesters, der ihn ermunternd ansah: „Unser Dorf ist vernichtet, großer Ozumi“, sagte der Mann. „Von tausend Einwohnern leben nicht mehr viele ... Es war am Freitagmittag, als Hunderte von Leuten in Gruppen in den Sojabohnenfeldern tätig waren und kleine Pflänzchen setzten. Einige von ihnen saßen am Wegrande gerade vor ihren Teekochern. Und unsere Frauen gingen mit der großen Kanne hin und her und schenkten Tee ein. Reihen von Tassen standen an der Erde. Hockend schlürften und rauchten die Leute. Es brodelte und kochte von heißem Kokosfett in den Pfannen der Garküchen, und es roch in der ganzen Gegend. Da schlug Feuer aus dem letzten Hause des Dorfes. Die Alten des Dorfes redeten sofort bedenklich und sagten, daß es Brandstiftung sei. Und doch nahm man es nicht so ernst. Da prasselte es plötzlich auch am anderen Ende des Dorfes los, und die Flammen schlugen hell heraus. Retten? Retten? Eure Soldaten hatten uns den Weg zum Wasser abgesperrt. Da mußten wir unser Hab und Gut verbrennen sehen, und die junge Frau des Schang stand mitten unter uns. Viele Kranke und Kinder, auch die des Schang, wurden von dem wütenden Feuer verzehrt und hatten keine Zeit mehr, die Wohnungen zu verlassen. Sie lagen unter niederstürzenden Wänden und Dächern begraben, zwischen Balken eingeklemmt, und starben elendig oder krümmen sich noch in Schmerzen.“

In erwartungsvollem Schweigen sahen all die wartenden Menschen auf den großen Ozumi.

„Hilf uns, großer Ozumi! Wir haben Hilfe dringend nötig“, sagte der Buddhapriester. „Sende Aerzte, Leute, Lebensmittel! Vielleicht ist noch mancher zu retten.“

Nachdenklich stand der große Ozumi und sah über die Leute hinweg. „Das ist alles nicht meine Sache“, meinte er dann. „Aber ich werde Eure Angelegenheit jetzt bei der Versammlung vortragen und erkunden, wer Schuld trägt an der Brandstiftung, und die Schuldigen sollen bestraft werden. Wir werden darüber beraten.“

Da murrte das chinesische Volk. „Eile tut not, Eile“, drängte der Buddhapriester. Ohne weiter Antwort zu geben, schritt der große Ozumi mit seinem Erben dem Eingang des weißen Hauses zu, wo noch immer staunend der Knabe mit den Schildkröten saß.

Murrend, aber geduldig wartend, blieb stundenlang draußen das Volk stehen.

Vom Esel, Löwe, Elefant und Hund

Von Hans Schomburgk.

Der berühmte Afrikaforscher ist nunmehr von seiner erfolgreichen letzten Expedition heimgekehrt.

Mein neuer Esel war ein Prachttier. Er war kugelrund mit kurzen Beinchen, ganz das Gegenteil von meinem schönen, weißen Maskatesel, zu dessen Entlastung ich ihn in Utengule für 15 ganze Rupien erstanden hatte. Sein Herr, ein schmieriger Halbaraber, hatte mir lange Loblieder über seine Tugenden gesungen. Der Esel guckte ihn lächelnd von der Seite an. Er hatte seine eigene Meinung, die ich kennenlernen sollte, als ich ihn das erste Mal bestieg.

Während des Burenkrieges hatte ich mir als Cowboy im Einbrechen wilder südamerikanischer Pferde einen gewissen Namen gemacht, aber dieser ganze Ruhm zerfloß in den wenigen Minuten, die ich auf meinem neuen Esel aushielt. Pferde können bocken, Maultiere sind sogar Künstler darin, aber was dieser kleine runde Esel an Bocksprüngen und anderen Finessen leistete, grenzte direkt ans Unmögliche. Der Sattel rutschte ihm auf die Schulter und ich ihm über den Kopf in den weichen Schlamm des Dorfplatzes. Der Esel hatte auf der ganzen Linie gesiegt.

Am nächsten Morgen brachen wir von Utengule auf, um nach dem Jiam-Jiam zurückzukehren, wo ich mein Jagdlager hatte, um dort wieder auf Elefantenjagd zu gehen. Vorsichtig bestieg ich diesmal Toby, wie ich mein neues Grautier inzwischen getauft hatte, erst einige Kilometer von dem Dorfe Utengule entfernt. Meine Ausrede hierfür war, daß ich erst festen Boden haben wollte, da ich im Schlamm des Dorfplatzes zu leicht mit dem Tier Pech haben könnte. Die Ausrede war gut, ob sie mir meine Neger geglaubt haben, weiß ich nicht; aber eine schlechte Ausrede ist besser als gar keine.

Toby ließ sich wieder vollständig friedlich satteln und machte auch nicht die geringste Miene zu bocken, als ich aufgesessen war. Er schaute sich nur das Gelände an, dann ging er ruhig einige Schritte mit mir weiter, bis er zu einem Dornenbaum kam, dessen mit prachtvollen Dornen gespickte Aeste sich ungefähr eineinhalb Meter über den Boden ausbreiteten. Anstatt weiter vorwärts zu gehen, ging er rückwärts unter den Dornenbaum. Ihn berührten die Dornen nicht, er konnte bequem darunter hinweggehen. Als mich aber meine Neger mit schadenfrohen Gesichtern aus der lieblichen Lage befreiten, in die mich das freundliche Tier gebracht, sah ich wie ein Stachelschwein mit umgekehrten Stacheln aus. Dies war der zweite und letzte Sieg, den Toby über mich errungen hat. Die Auseinandersetzung, die dann zwischen uns folgte, war nicht freundlich, aber als der Klügere gab er dann nach und hat mich von dem Tage an durch ganz Ostafrika bis nach dem Ruaha getragen, wo er sich eines Tages mit einer Herde Zebras aus dem Staube machte. Friede sei seinen Gebeinen, die sicher in einem Löwenmagen schlummern.

Die Regenzeit hatte angefangen. Der lehmige Boden der Utengule-Tiefebene verwandelte sich in einen Sumpf. Ich mußte wieder meinen Maskatesel besteigen, denn Toby blieb bis an den Bauch im Schlamm stecken. Einmal versank er so tief, daß wir ihn mit vereinten Kräften herausziehen mußten. Auch das Wild, das sonst in großen Herden die Ebene bevölkerte, hatte sich nach den höher gelegenen Jiam-Jiam-Gebieten zurückgezogen. Giraffen, in dem dichten Buschwald kaum erkenntlich, sichteten wir stündlich. Zebraherden, die wohl in den beiden Eseln eine Verwandtschaft witterten, kamen furchtlos nahe an die Karawane heran. Manchmal begleiteten sie uns einige hundert Meter weit. Dann schwenkten sie ein wie eine gutgeschulte Kavallerie-Eskadron. Sie standen wie aus Erz gegossen; plötzlich wie auf Kommando machten sie kehrt, und im Galopp donnerten sie davon.

Schon am zweiten Morgen stießen wir auf frische Elefantenfährte. Eine große Herde, unter der sich auch einige ganz große Bullen befanden, war friedlich äsend durch den Busch gezogen. Wir folgten der Fährte. Schon nach einer Stunde hörte ich die Elefanten brechen. Ich ließ die Träger zurück. Nur gefolgt von meinem Jäger ging ich weiter. Als ich auf eine kleine Dambo (Wiese) heraustrat, sah ich auf der anderen Seite die Elefanten. Es mochten an sechzig Stück sein, Kühe und Kälber.

Die Sonne brach durch die Regenwolken. Jeder Baum, jeder Grashalm glitzerte im Schmucke strahlender Wasserperlen. Schwarz hoben sich die Elefantenkörper gegen den grünen Wald ab. Lautlos, gespensterhaft glitten die mächtigen Fleischmassen dahin. Schneeweiß glänzten die Stoßzähne. Vergeblich suchten wir nach einem starken Bullen. Plötzlich, vielleicht 150 Meter von unserem Standpunkt entfernt, schoben sich aus einem dichten grünen Busch zwei mächtige weiße Stoßzähne hervor. Ein alter Elefantenbulle folgte bedächtig der Herde. Doch schon kamen wieder Kühe und Kälber, und wenn ich nicht sofort handelte, war der Bulle in der Herde verschwunden. Mein Herz klopfte zum Zerspringen. Ich tat das Verkehrteste, was ich tun konnte. Anstatt dem Bullen ruhig zu folgen, um mich an ihn heranzupirschen, bis ich einen sicheren Schuß anbringen konnte, feuerte ich aus dieser Entfernung. Ob der Schuß getroffen hat oder in einen der Baumstämme eingeschlagen war, die in ihrer Farbe dem Elefanten vollständig gleichen, weiß ich nicht. Fort war die Herde, fort mein schöner Bulle. So schnell ich laufen konnte, folgte ich der Herde, aber es war nicht mehr möglich, einen Schuß anzubringen. Mein alter Jäger guckte mich mitleidig an. „Ja“, sagte er, „die Elefanten sind weg. Wir gehen ja auch immer nah heran, wenn wir Elefanten schießen, wir fürchten uns auch nicht. Aber ihr Weißen scheint andere Ideen zu haben. Es war ein schöner Bulle, er hatte große Zähne, jetzt ist er weg, schade!“

Ich kam mir sehr dumm vor. Als Europäer will man immer vor seinen farbigen Begleitern als Held erscheinen. Ich kam mir in diesem Augenblick nicht heldenhaft vor. Aber recht hatte mein Jäger, sehr recht. Den ganzen Tag folgten wir der Herde, aber kamen nicht wieder heran. Die Bemerkungen, die meine Leute am Abend am Lagerfeuer austauschten, waren sicher nicht schmeichelhaft für mich. Aber Diana war mir hold. Schon am nächsten Morgen fand ich die Fährte eines einzelnen Bullen. Nach einer Stunde sah ich ihn ruhig unter einem Baum stehen. Der Wind war äußerst günstig, jetzt war die Gelegenheit da, um mich in den Augen meines Jägers zu rehabilitieren. Bis auf fünf Schritte pirschte ich mich heran, dann stellte ich mein Gewehr gegen den Baum, verständnislos guckte mich der Farbige an. Als ich ihn aber aufforderte, näher mit heranzukommen, wurde es ihm ungemütlich: „Nein“, sagte er „wir sind nahe genug, nimm dein Gewehr.“ Ich flüsterte ihm zu: „Ich will an den Elefanten herangehen, um ihn zu berühren und zu zeigen, daß wir Weißen uns auch nicht fürchten, aber du mußt mitkommen.“ Ich sagte es in dem sicheren Bewußtsein, daß er mir nicht folgen würde und ich dies Wagnis, das manch übermütiger Elefantenjäger schon ausgeführt hat, nicht vollbringen mußte. Er sträubte sich entschieden. Als ich allein gehen wollte, packte er mich am Aermel, zum Schein wehrte ich mich noch, dann gab ich nach, ihm zu Gefallen, wie ich sagte, nahm mein Gewehr und der auf so kurze Entfernung angebrachte Schuß ließ den Elefanten im Feuer zusammenbrechen. Als meine Träger herankamen und ihre Siegestänze um den Elefanten aufführteen, sangen sie mein Lob. Ich hatte ihr Vertrauen wiedergewonnen. Wir lagerten am Elefanten.

Am Nachmittag fing es wieder an zu regnen. Ich mußte mit meiner Familie im Zelt bleiben, die jetzt aus meiner stachelhaarigen Hündin Bobsi, die mir am Bangweolosee das Leben gerettet hatte, ihrem Sprößling und einem kleinen Aeffchen, das immer frei mit den Hunden herumlief, bestand. Leute, die ich ausgesandt hatte zu sehen, ob ein Dorf in der Nähe wäre, kamen am Abend zurück. Sie hatten kein Dorf gefunden, nur einen Weg, der zum Dorfe führte. Am Abend waren die Zähne ausgebrochen, die Leute hatten sich so viel Fleisch von dem Elefanten abgeschnitten, als sie auf ihren Lasten tragen konnten, um in dem Dorfe, das wir am nächsten Tage erreichen würden, einen schwunghaften Handel zu eröffnen.

Am nächsten Morgen marschierten wir weiter; ich führte die Karawane und gegen Mittag erreichten wir ein größeres Dorf. Als die Karawane angekommen war, fehlten meine Tiere. Ich war wohl zu schnell vorausgeeilt, so daß Bobsi mich verloren hatte. Sofort schickte ich Leute zurück, um die Hunde und den Affen zu holen. Noch heute verstehe ich nicht, daß der kluge Hund nicht der Karawane gefolgt ist. Am nächsten Morgen kamen die Leute zurück. Sie brachten ein altes, verhutzeltes Mütterchen mit und den jungen Hund. Bobsi und der kleine Affe waren fort. Die Tiere waren zu dem Elefanten zurückgekehrt. Nachts waren Löwen gekommen, Bobsi hatte sie, im Vertrauen auf ihren Erfolg am Bangweolosee, angenommen. Aber diesmal, wo sie sich nicht auf die Menschen am Lagerfeuer zurückziehen konnten, war der Kampf zu ungleich. Das mutige Tierchen war von den Löwen erwischt und getötet worden. Der kleine Hund hatte sich in seiner Todesangst unter den Kadaver des Elefanten versteckt, dort war er von meinen Leuten gefunden worden. Als sie ihn riefen und pfiffen, in der Hoffnung, Bobsi wieder zu finden, hatte ihnen das alte Negermütterchen geantwortet. Sie hatte sich im Busch verlaufen, wo sie Früchte sammelte und wäre elend umgekommen, wenn meine Leute sie nicht doch noch gefunden hätten. So hat auch Bobsi noch durch ihren Tod ein Menschenleben gerettet.

Nur wer einmal, wie ich, monatelang allein im afrikanischen Busch herumgezogen ist, wer nur als einzigen treuen Begleiter ein Hündchen hatte, weiß, was es heißt, seinen lieben Kameraden so zu verlieren. Bobsi, mein kleiner, treuer Lebensretter, nie werde ich dich vergessen!

Die vierte Pyramide entdeckt



Blick von Osten auf die neu entdeckte Pyramide bei Gizeh (Aegypten).

Prof. Selim Hassan von der Universität Kairo ist es gelungen, in der Nähe der Großen Pyramide von Gizeh die Reste der vierten Pyramide zu entdecken. Die Pyramide wurde von der Königin Khint-Kawos der 5. Dynastie (2680—2540 v. Chr.) errichtet. Nach der Zerstörung der Pyramide war die Erinnerung an sie gänzlich erloschen, so daß man annahm, daß der sonst so zuverlässige griechische Geschichtsschreiber Herodot, der stets von vier Pyramiden sprach, sich geirrt haben müsse.

Blick auf eine alte deutsche Stadt

Von Ludwig Bäte.

Dies also ist der Turm von Sankt Marien, und die Stadt unter mir wurde von Karl dem Großen gegründet. Der Dom dort war das erste Gotteshaus; dann kam die Marktkirche, die wachsende Bügermacht immer reicher und schöner ausstattete, kam Sankt Johann und Sankt Katharinen. Die Straßen laufen krumm und gelassen hinter den alten Festungsmauern her. Hier und da blitzt ein Stück Wallgraben, ein Turmrest auf, in kahle Baumkronen gebettet, und dann heben die Höhen an, von denen man einst fleißig und unverdrossen in die Gassen hineinschoß. Bis das alles keinen Sinn mehr hatte und man die Mauern bis auf einige ungefüge Klumpen, die Erinnerung festzuhalten, abtrug. Dann kam die Industrie und baute neue Bezirke, klingelten die Straßenbahnen, klemmten sich die gelben sauberen Kraftwagen durch die schmalen Rinnsale der Straßen, und die Tauben, die vordem auf dem Marktplatz freundlich gefüttert worden waren, zogen es vor, sicherere Quartiere vor der Stadt aufzusuchen.

Aber das alte Bild blieb doch, und die Fremden staunen, wenn sie die Fülle überkommenen Reichtums betrachten. In den Kirchen häufen sich die Kelche und Reliquiare, Patenen und Plastiken, und das Ratsarchiv birgt die herrlichsten Urkunden stolzester Vergangenheit. Spiegelt sich nicht die ganze deutsche Geschichte in diesem engen Raum treulich wider, Sachsenkampf und Kreuzzugsdemut, Hansa und Reformation, Dreißigjähriger Krieg und friderizianischer Lorbeer, Ruhm von Leipzig, Waterloo und Sedan? Dort zogen die Freunde nach Langemarck und ins Ostland, hier stieß die Revolution die roten Fahnen auf, vor jenem Hause hungern die Arbeitslosen nach Brot und Beschäftigung. Das lebt alles, und Fernstes wird nahe und vertraut und beginnt mit ehernen Zungen zu reden. Nicht die rauchenden Kamine jenseits der Bahn prägen die Stadt, so tief auch die Fabriken sich in den Wirtschaftsboden des Landes eingruben, nicht Bahn und gärende Gegenwart. Das Gewesene schlägt immer wieder durch, lehrt, deutet und mahnt, das Vergangene nicht abreißen zu lassen, sondern auf ihm weiterzubauen, jungen gärenden Most zur Klärung zu bringen.

Die Luft streicht frisch um den Turm, und die Glocken tönen leise erwachend auf, wenn der Wind in die Luken prescht. Dohlen kreischen über der grünen Patina des Kirchendaches und kümmern sich wenig um die steinerne Würde der Apostel auf den Querschiffen.

Und vielleicht stand hier, wo ich jetzt lehne, mich wohlig über das Eisengitter des Turmumgangs beugend, jener Christoph Kölling mit seinen vier Stadtzinkenisten, als er an einem hellen Oktobertage anno 1648 den Frieden ins Land blies. Jenen großen Schrei, in dem die Stimme von hunderttausend Gemarterten mitschrie und mitweinte, das Elend einer starken Nation und der Haß gegen ein Volk, das sich am Rhein immer tiefer in seinen geschändeten Leib einwühlte. Dort unten im Rathaus setzte man das Siegel unter jenen Vertrag, in den Häusern am Markt hausten die Gesandten einer ganzen Welt, sich Zeit bei ihrer Arbeit lassend, indes ihre Völker verbluteten.

War das nicht immer so, kehrt es nicht täglich wieder? Sie alle haben nichts gelernt und nichts gewonnen, bis eines Tages die große Rechenschaft kommt und das große Erschrecken, bis das Volk aufbegehrt und dröhnend an die Tore verschütteter Paradiese schlägt.

Hundert Städte reihen sich zwischen Nordsee und Rhein, zwischen Baltischem Meer und Oesterreichs Firnen, schwer an Leid, reicher an Hoffnung. Und sicher ist die Tat.

Die schönen heroischen Vorfrühlingswolken gehen darüber hin, die Linden quellen in ihren Rinden, es riecht nach neuem Leben und neuem Brot. Und manchmal blendet für Augenblicke die wachsende Sonne.

Eine Nacht unter Teufelsanbetern

Wie ich die Gunst des Bösen Geistes gewann. — Der Siegestanz um das Feuer des Pfauenengels. — Eine weiße Frau unter wilden Bergkurden.

Von Elizabeth L. Shah.

„Hassan Bey“, sagte ich eines Morgens zu meinem turkmenischen Diener, „sag' mir doch, was ist der Kult des Pfauenengels?“

Hassan machte ängstlich ein Zeichen, das die bösen Geister abwehren sollte. Wir saßen vor einer Karawanserei an der Straße 300 Kilometer nördlich von Bagdad, und zu unserer Rechten glänzten die Schneegipfel des Qara Dagh wie Silber vor dem tiefblauen Himmel.

„Teufelsanbeter!“ flüsterte Hassan. „Sie knien vor dem Fürsten der Finsternis, dessen Wahrzeichen der Pfauenengel ist. Sie haben merkwürdige, fürchterliche Kultgebräuche.“ Er wies mit dem Finger gegen den Bergwall im Norden, als wollte er sagen: „Dort wohnen sie!“ Dann machte er wieder das Zeichen gegen die bösen Geister.

„Schön“, sagte ich. „Füttere die Maultiere, und dann wollen wir dorthin aufbrechen.“

Hassan sah mich an. Das Weiße in seinem Auge trat hervor wie bei einem verängstigten Pferd. Seine Knie zitterten: „Ueberallhin, nur nicht ins Land der Jezidi!“ Ich winkte ab. Stöhnend und den Beistand Allahs herbeiflehend machte er sich auf den Weg.

Zehn Stunden lang ging es auf schier endlosem steinigen Pfad immer bergauf. Wir kamen an Abgründen vorüber, wo die Steine 700 Meter tief hinabpolterten, und endlich sahen wir das Dorf des Kurdenhäuptlings.

Die Nacht brach herein. Plötzlich brach ein halbes Hundert Bastardhunde in wütendes Kläffen aus. Kurz darauf saß ich in der Hütte des Häuptlings, der mit anderen im Kreise hockte und beinahe aussah wie der Götze, den sie anbeten. Er trug einen spitzen weißen Hut, auf dem von ungelenker Hand ein Pfau abgebildet war, und sein schmutziger Kaftan wies das gleiche Zeichen auf. Auch auf seiner bloßen Brust sah ich einen Pfau. Alle anderen Mitglieder dieser sonderbaren Kultgemeinschaft waren unbekleidet.

Unmittelbar vor mir brannte ein Oelfeuer, das einzige Licht im Raum. Von Zeit zu Zeit stimmte der Häuptling ein paar gleichförmige eigenartige Töne an. Daraufhin warf sich die ganze Versammlung mit dem Gesicht auf die Erde, der Flamme gefährlich nahe, und stöhnte in schrillen Lauten ihre Antworten. Ich verstand den Namen Ahura Nasda (Fürst des Lichts), aber die Litanei selbst wurde in irgend einer ungelenken Sprache hergesagt, die weder Persisch noch Kurdisch war.

Plötzlich schoß eine hohe Flamme aus dem Feuer empor, sengte meine Beine und setzte beinahe meine kurzen Hosen in Brand. Ein Schrei des Entzückens antwortete diesem Zwischenspiel. Der Häuptling sprang auf, die anderen folgten ihm, und alle tanzten um ein großes Bild herum, das den Pfau darstellte. Es war ein wahres Höllenbild. Nackte Körper, die Haut mit Oel eingerieben, glänzten rot auf im Licht des Feuers, während ein Rauch aufquoll, der mich zu ersticken drohte.

„Das große Wesen“, schrie der Häuptling in seinem tiefen Kurdisch, „hat der weißen Frau seine besondere Gunst bewiesen. Es hat sie mit seiner Feuerzunge berührt. Die Frau soll mit uns feiern.“

Er führte uns in einen anderen Raum, wo ich mich gerade auf den Platz setzen mußte, der für das Pfauenbild bestimmt war. Hier standen große, über einen Meter breite Schüsseln mit schneeweißem Reis, und dazwischen lag ein ganzes gerösstetes Schaf. Wir fielen alle über das Mahl her, indem wir mit den Fingern zugriffen. Wir aßen in tiefstem Schweigen. Es hätte auch keinen Zweck gehabt, eine Unterhaltung beginnen zu wollen, denn über dem Brummen und Schmatzen des Behagens würde doch keiner das Wort des anderen verstanden haben. Niemand nahm auch nur die geringste Notiz von mir.

Jetzt trugen Männer große Schalen mit saurer Milch herein, Schüsseln mit Mehlfladen und Käse, der so hart war wie ein Brett. Zum Beschluß schrie die ganze Gesellschaft im Chor wie eine Bande Wüstenschakale.

Dann wurde die Szene dramatisch. Ein Jezidi mit wirrem Haar platzte in den Raum hinein, winkte einem Mann an meiner Seite. Beide verschwanden. Doch nach wenigen Minuten kehrten sie mit einem Armvoll Waffen zurück. Darunter waren schwere Revolver, ein paar Karabiner, Keulen mit Zacken und ein Dutzend krummer Dolche. Aus dem Schatten hinter dem Häuptling trat ein Mädchen hervor, das ich bisher nicht beachtet hatte. Es war ein schmächtiges Ding mit brennenden Augen, aus denen Persönlichkeit und Willenskraft blickten. Sobald es vortrat, schwiegen alle Stimmen, denn es war die Tochter des Häuptlings. Sie beugte sich über die Waffen und verteilte sie.

„Meine Kinder“, sah sie dann im Kreise der wildblickenden Kurden, „Ihr werdet schwören, diesen Sohn eines Skorpions töten zu wollen!“

Ein Höllengeschrei antwortete ihr. Die Waffen wurden geschwungen, während die Häuptlingstochter jeden einzelnen darüber unterrichtete, was er bei dem beabsichtigten Ueberfall auf einen Nachbarstamm zu tun hatte. Der Häuptling segnete die Gesellschaft feierlich im Namen des Fürsten der Finsternis. Dann verschwanden alle.

Der Häuptling hatte eine Frau angewiesen, mir meine Hütte zu zeigen. Eine Baumwollmatratze, eine Decke, ein irdener Wassertopf, daraus bestand die ganze Einrichtung. In Kurdistan wissen sie eben nichts von den Annehmlichkeiten des Kulturlebens.

Aus dem Dunkel klangen nun die murmelnden Stimmen der Männer, die sich für ihren Raubzug fertig machten. Erst jetzt kam es mir zum Bewußtsein, daß ich mich — von Hassan Bey abgesehen — allein in der Gewalt dieser Wilden befand. Stundenlang lag ich im Dunkel. Völlige Stille hatte sich allmählich wie ein Bahrtuch über das Dorf gebreitet. Nicht einmal ein Hund bellte. Hundertmal wohl bereute ich meine Uebereilung, die mich nur mit einem Begleiter hierher getrieben hatte.

Dann hörte ich aus weiter Ferne Singen. Ich kroch zur Tür, sah rechts vom Dorf unter einem steilen Felsen ein großes Feuer brennen. Anscheinend waren die Jezidi zurückgekehrt, denn als ich mich vorsichtig aus der Hütte stahl, sah ich einen Kreis von Männern, der im Licht der Flammen hin und her schwang. Hier und dort war eine Lücke im Ring. Wahrscheinlich hatte man sie für den Geist eines beim heutigen Ueberfall Erschlagenen offen gelassen.

Doch am meisten bannte meinen Blick das Gebaren der Häuptlingstochter. Als die Männer sich vor ihrem Pfauengott zu Boden warfen, schwang sie die Köpfe zweier Kurden an deren blutbeschmutzten Haaren. Der eine hatte einem jungen Mann gehört, der andere einem Graubart, und wohl beiden waren die Ohren noch zu Lebzeiten abgeschnitten worden. Tanzend und singend näherte sich diese moderne Salome dem Feuer. Oel wurde dann über die grauenhaften Trophäen geschüttet und dann in das Feuer des Bösen Wesens. Züngelnde Flammen schossen auf, als die Köpfe ins Feuer flogen. Die ganze Horde brüllte vor Entzücken, sprang hoch, und einer schlug dem anderen auf den nackten Rücken.

Ich merkte, daß mein Haar vom Schweiß naß geworden war, während ich dem grausigen Schauspiel zusah. Ich fühlte mich unwohl, wandte mich, stolperte in die Finsternis hinein, nur besessen vom Gedanken an sofortige Flucht. Ich sah einen fliehenden Schatten vor mir: Hassan Bey, der Hals über Kopf in Richtung auf Bagdad davonlief. Ich habe seitdem niemals wieder etwas von ihm gesehen, aber als das bleiche Licht des kommenden Morgens über dem Qara Dagh aufdämmerte, stieg ich zitternd in den Sattel meines Maultiers. So floh ich, die Angst vor den Verfolgern im Nacken, so schnell ich konnte aus den wilden Bergen hinaus in die freundliche Ebene.

„Shot“ bleibt seinem toten Herrn treu.

Einen interessanten Beitrag zum Problem der Hundeseele liefert ein Vorfall in der irischen Stadt Crook. Dort starb vor einigen Monaten ein Marineoffizier, an dem sein Englischer Setter „Shot“ mit geradezu rührender Treue hing. Um etwaigen „Zwischenfällen“ bei der Beerdigung vorzubeugen, schloß man das Tier den ganzen Tag der Beisetzung über in einem Zimmer ein. Am nächsten Morgen ließ man es wieder frei. Kurze Zeit darauf war „Shot“ verschwunden. Als man ihn fand, lag er auf dem Grabe seines Herrn, quer über den Hügel hingestreckt. Es bleibt vollkommen rätselhaft, wie der Hund ahnen konnte, daß man die Leiche seines Herrn hierher getragen und wie er auf dem Friedhof das richtige Grab hat finden können. „Shot“ ließ sich dann, ohne Widerstand zu leisten, nach Hause führen; doch seitdem begibt er sich jeden Morgen, mag es regnen oder die Sonne scheinen, warm oder kalt sein, zum Friedhof, um am Grabe seines Herrn die Totenwache zu halten. Abends kehrt er von selbst ins Haus zurück. — Ob es je gelingen wird, die Vorgänge in der Seele des treuen Tieres zu enträtseln?